

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Markgräfler. 1924-1932 1930**

1 (19.1.1930)



# Der Markgräfler

Freie deutsche Zeitung für das schaffende Volk in Stadt und Land  
Erscheint halbmonatlich. Durch jede Postzeitungsstelle zu beziehen. Vierteljährlich Mt. 1.50

Nr. 1

Lörrach, 19. Januar 1930

7. Jahr

## Weidenflöte

Der Frühwind wehte leis und sanft  
Aus der gestriemten Morgenröte,  
Da klang herab vom Waldebrannt  
Die frischgeschnittene Weidenflöte.

Der Ton war wie das schmale Blatt  
Der Weide glänzend und gelinde,  
So siegsam schmiegsam liegsam glatt  
Und kräftig wie die saftige Rinde.

Aus: Ursula

Er strömte wie der Saft im Holz,  
Dem Quell verwandt und Bachesrauschen,  
Mein Herz erlang, mein Auge schmolz,  
Ich wellte mit im lieben Lauschen.

Mein morgendlich Empfinden stieg  
Vom festen Grund in schwante Reigen,  
Der Wind sprang um, die Weise schwieg  
Und war versunken in mein Eigen.

Burte

## Basel, Genf und Frankreich

Von \* \* \*

Basel und Genf sind die beiden großen Eingangs- und Ausfallstore der Schweiz. Wer sie beherrscht, beherrscht den schweizerischen Verkehrsraum und kann diesen in den Dienst seiner eigenen Verkehrsabsichten stellen. Diese entscheidende Verkehrslage hat den beiden Städten an Rhein und Rhone im Laufe ihres geschichtlichen Daseins politisch und kommerziell bald zum Guten, bald zum Schlechten ausgeschlagen. Genf, blühende Messstadt im Mittelalter, mußte mit dem Vordringen Frankreichs ins mittlere Rhonetal seine Stellung an Lyon abtreten. Seine politische Unabhängigkeit, zuerst den savoyischen Herzögen ein Dorn im Auge, stand während der ganzen Zeit der französischen Vorherrschaft in Europa vor dem Schicksal der ehemaligen freien Reichsstadt Straßburg, dem sie schließlich auch am Ende des 18. Jahrhunderts für anderthalb Jahrzehnte verfiel. Basel war zu gleicher Zeit durch die Kanonen der vor seinen Toren erbauten Festung Hüningen um seine kommerzielle und politische Handlungsfreiheit gekommen.

Daß Frankreich, durch den Ausgang des Weltkrieges erneut zur europäischen Vorherrschaft gelangt, wieder die alten Pläne einer Beherrschung der beiden Hauptausgangs-

store des schweizerischen Verkehrsraumes und damit die Indienststellung des letzteren für sein westeuropäisches Verkehrs-system aufzunehmen beabsichtigte, bezeugen zahlreiche schriftliche und mündliche Äußerungen aus jenen Jahren. Die Forderung, Straßburg zum Endpunkt der Rheinschiffahrt zu machen, wurde schon während des Krieges laut. Basels selbständige mitteleuropäische Verkehrsstellung wäre damit ein für alle Mal lahmgelegt gewesen. Insofern es noch Anschluß an Schiffsverbindungen gefunden hätte, wären ihm dafür nur über französisches Gebiet führende Kanäle zur Verfügung gestanden. Es wäre verkehrspolitisch — und damit politisch — weitgehend vom Wohlwollen Frankreichs abhängig geworden. Im französischen Senat vom Mai 1921 ist es von Senator Gourju deutlich ausgesprochen worden, daß durch die Beendigung der Rheinschiffahrt in Straßburg und den Anschluß Basels an das französische Kanalsystem „die Schweiz aus der Zone deutschen Einflusses, der auf schweizerischem Gebiet durch die Nähe des Rheins bedingt ist, losgelöst werden soll“. Auf schweizerischer Seite sind diese Absichten von niemandem klarer in ihrer ganzen Tragweite für die Schweiz erkannt worden als von Nationalrat



Gelpke, der sie im Nationalrat vom Dezember 1922 mit den Worten kennzeichnete: „Frankreich verfolgt mit der Sperrung des Rheines ganz bestimmte politische Ziele. Die Schweiz, welche zu zwei Dritteln ihres Territoriums und mit drei Vierteln ihrer Bevölkerung an der Rheinzone interessiert ist, soll sich von der Nordseebasis losreißen und sich verkehrs- und handelspolitisch nach den französischen Mittelmeerhäfen, den atlantischen Seehandelsplätzen, den französischen Binnenwasserstraßen usw. orientieren.“ Für die in Artikel 354 ff des Versailler Vertrages geforderte Ablenkung des Rheinwassers unterhalb Basel in einen französischen Seitenkanal war die Kraftgewinnung natürlich auch ein Grund. Aber nicht der einzige. Und wohl nicht einmal der hauptsächlichste.

Ähnliches wie gegenüber dem nördlichen war gegenüber dem westlichen Ausgangstor der Schweiz, Genf, geplant. Artikel 435 des Versailler Vertrages sollte Genf seiner Schutzordnung von 1815 berauben und die für sein wirtschaftliches Gedeihen und seine baulich-verkehrspolitische Entwicklung unumgänglich notwendigen engen Verbindungen und Beziehungen zu seinem Hinterland, die bisher durch die Zoneneinrichtung sichergestellt waren, französischem Belieben und französischer Willkür ausliefern.

Warum ist diesen Absichten der neuen europäischen Vormacht nicht vom Augenblick ihres Offenbarwerdens von Seiten der Schweiz mit äußerster Kraftanstrengung entgegengetreten worden? Auf Vorhalte Genfs wegen der Zustimmung des Bundesrates zum Verzicht auf die Zoneneinrichtung hat dieser seinerzeit geantwortet, es stünden eben noch „höhere Interessen“ im Spiele und Genf müsse das Opfer der Zonen auf dem Altar des Gesamtwaterlandes bringen. Selten ist wohl eine verkehrtere Auffassung von den außenpolitischen Aufgaben des schweizerischen Bundesstaates ausgesprochen worden als in diesen Worten. Die günstige Verkehrslage der Schweiz beruht auf dem großen mitteleuropäischen Verkehrskreuz, das in nord-südlicher und ost-westlicher Richtung unser Land überdeckt. Diese Vorzugstellung ist ohne das selbständige Tätigsein Basels und Genfs als Umschlags- und Durchgangsplätze auf diesem Verkehrskreuz undenkbar. Musste also nicht die Schweiz anstatt von diesen Gliedern Opfer zugunsten des Ganzen zu verlangen, im Interesse des Ganzen jedes Opfer bringen, damit diese beiden Glieder ihre lebenswichtige Rolle für das Ganze weiterhin spielen konnten?

Wenn wenigstens die „höheren Interessen“, um deren willen sich einzelne Glieder zum Opfer bringen sollten, jemals überzeugend in Erscheinung getreten wären! Welcher Art können diese aber — so wie die Dinge liegen — überhaupt einzig gewesen sein? Man mag an leitender Stelle nach dem Zusammenbruch der Mittelmächte für den schweizerischen Gebietsstand südlich der Alpenwasserscheide gefürchtet haben. Es sind in jenen Jahren ganz offen im südlichen Nachbarreich Ansprüche auf schweizerisches Gebiet ausgesprochen worden. Auch wäre die Lage der gewaltsamen Durchsetzung solcher Ansprüche nicht ungünstig gewesen. Deutschland und Oesterreich, von denen besonders letzteres als gegebene Schutzmacht mittelalterlich-deutschen Besitzstandes südlich der Alpen erscheinen konnte, lagen machtlos am Boden. Italien flankierte von seiner neuen Stellung auf Brenner und Reschenscheidebeck aus den gesamten schweizerischen Besitz südwärts der Alpen-

wasserscheide vom Osten her. Frankreich andererseits war gänzlich durch das Einbringen seiner überladenen Siegerbeute beansprucht.

Angenommen, die Dinge lagen so: bot für die Schweiz einzig die vorbehaltslose Anlehnung an Frankreich die Möglichkeit, dieser Bedrohung zu entgehen? Musste die Rückenbedeckung Frankreichs gegen allfällige italienische Absichten wirklich durch Unterstellung unter das überlieferte „Schutz“-Verhältnis zum westlichen Nachbarn erkaufte werden? Hatte Frankreich nicht von sich aus ein lebenswichtiges Interesse, Italien nicht auf der Wasserscheide der Zentralalpen, auf den Pashöhen von Gotthard, Furka und Simplon fassen zu sehen? Und vor allem: war die Gefahr, die der schweizerischen Selbständigkeit und Unversehrtheit durch den Protektor selbst drohte, nicht zum mindesten ebenso groß?

Wie groß aber damals auch diese oder jene Gefahr in Rechnung gestellt worden sein mag: den Ausschlag haben kaum derartige Erwägungen gegeben, ja sie waren vielleicht überhaupt nicht in erster Linie bestimmend. Der welsche Landesteil hatte im Weltkrieg gefühlsmäßig so stark für die Westmächte, im besonderen für Frankreich Stellung genommen, daß er jetzt, nach deren Sieg, den Anschluß an sie um jeden Preis forderte. Nicht umsonst wurde in der deutschen Schweiz die Notwendigkeit des Beitritts zum Völkerbund vielerorts mit dem Hinweis begründet, daß sonst der „Graben“ unheilbar, ja die Gefahr eines Auseinanderfallens der Schweiz vorhanden sei. In der deutschen Schweiz war eine starke Minderheit gleichfalls für die Anlehnung an die neue Vormacht — sie trat z. B. in der Völkerbundsabstimmung zu Tage —, weil sie darin einen Schutz gegen eine grundsätzliche Aenderung der innerpolitischen Machtverhältnisse sah. Die liberale Schweiz von 1848 hatte im Generalstreik vom November 1918 ihre Herrschaftsstellung im Staat aufs schwerste bedroht gesehen. Wollte sie einem Schicksal entgehen, wie es die beiden Nachbarreiche im Norden und Osten erlebten und wo das liberale Bürgertum sich überall mit der Sozialdemokratie in die Herrschaft im Staate teilen, oder gar zeitweise eine sozialdemokratische Mehrheitsregierung über sich ergehen lassen mußte, dann blieb ihr nur, sich in den Schutz einer Macht zu stellen, die aus allgemeinen Erwägungen ebenfalls an der Aufrechterhaltung des bisherigen innerpolitischen Zustandes in der Schweiz interessiert war. Diese Macht konnte allein Frankreich sein, das als die europäische „Ordnungsmacht“ danach trachten mußte, einen möglichst umfassenden Block von „Ordnungs“-Staaten dem Block der „revolutionären“ Staaten gegenüberzustellen.

Aus diesen Erwägungen und Strebungen ist es nach rund hundertjährigem Unterbruch zu dem erneuten Schutzverhältnis der Schweiz zu Frankreich gekommen, das, ohne jemals deutlich ausgesprochen zu sein — immerhin trat bei den Versailler Verhandlungen Frankreich als (angeblicher) Sachwalter der schweizerischen Neutralität auf —, seit Ende des Weltkrieges die Grundlage der schweizerischen Außenpolitik gebildet hat, und heute noch bildet, so manches sich auch in den letzten Jahren geändert hat. (Schweiz. Monatsb.)



# Finanzreform

von Dr. R. S. Quaas

Aus „Der Tag“ Nr. 10 vom 11. Januar 1930.

Der Spießbürger reibt sich die Augen. Der Reichszankler Müller hat einen Fehlbetrag allein beim Reiche von 1850 Millionen RM. zugegeben. Der Reichsbankpräsident Dr. Schacht hat jetzt klipp und klar erklärt, daß der Youngplan mit den Haager Vereinbarungen praktisch keine Ersparnisse bringt. „Ja, dann werden wir also wirklich eine „Finanzreform“ brauchen“, sagt der brave Michel.

Was allerdings Finanzreform ist, was sie bringen soll, darüber herrscht weitgehende Unklarheit. Wie die ungeheuren Fehlbeträge beim Reich, bei den Ländern, den großen Städten, bei der Reichsbahn usw. decken? Natürlich mit neuen Steuern! Darin sind sich die Weisen der Regierung ziemlich einig. Die Schwierigkeiten beginnen mit der Frage: Welche Steuern? Jeder will nämlich Steuern, die den andern treffen, jeder denkt: „Steuern, die mein Nachbar bezahlt, schaden mir nicht.“ Schadenfreude ist die reinste Freude. Der Steuerneid treibt die herrlichsten Blüten.

Diese Steueregoisten sind blind. In Wahrheit lebt einer vom andern, die Stadt vom Lande, der Bauer von der Stadt. Drückt man die Lebenshaltung der breiten Masse — was manchem Erfüllungsanatiker als höchste Weisheit gilt, so sinkt die Kaufkraft und damit die Produktion. Steuert man die Wirtschaft tot und verhindert die Kapitalbildung — das ist das Ideal der deutschen Sozialisten, die auf diesem Wege zur „Staatwirtschaft“ kommen wollen, — so heißt der Erfolg: „Arbeitslosigkeit!“

Je höher der öffentliche Aufwand, um so höher ist die tote Last, die auf dem Erzeugnis der Wirtschaftsarbeit ruht. Die tote Last nimmt nach mäßigster Berechnung heute mehr als ein Drittel des Arbeitsertrages fort und ist in bedrohlichem Anwachsen. Ob Hinz oder Kunz die Steuern zahlt, ist leztlich nicht von ausschlaggebender Bedeutung. Entscheidend ist, ob die Gesamtsteuerlast erträglich ist oder nicht. Freilich kann auch eine an sich erträgliche Steuerlast unerträglich werden, wenn man den Steuerfessel verkehrt belädt.

Statt also sich gegenseitig beim Steuerfiskus zu denunzieren und einer gegen den andern Reibsteuern zu erfinden, sollten Hinz und Kunz darüber nachdenken, wie die unerträgliche Gesamtlast vermindert wird. Das aber ist für Deutschland keine steuertechnische Frage, sondern eine hochpolitische Frage. Es ist die Frage, ob wir gleichzeitig

1. in unserem verstümmelten Heimatland unser Volk ernähren,
2. Milliardentribute zahlen,
3. den kostspieligsten Verwaltungsapparat der Welt unterhalten können.

Die Sozialdemokraten bejahen alle drei Fragen. Daß sie diese auch lösen können, haben sie nicht bewiesen. Mit der Uebergabe des Finanzministeriums an die Volkspartei haben sie ihr Unvermögen eingestanden.

Die Volkspartei glaubt, nach einer tüchtigen „Finanzreform“ die ersten beiden Fragen lösen zu können. Für Herrn Dr. Moldenhauer ist es eine um so bessere Gelegenheit, seine Fähigkeiten zu zeigen, je größer die Meinungsverschiedenheiten seiner Partei und der Sozialdemokratie gerade in dieser Frage sind.

Wie stehen wir zur Frage der Finanzreform? Die Uebersteuerung ist die Quelle des Übels. Sie zerstört die Kaufkraft des Volkes, verhindert die Kapitalbildung, fördert die Arbeitslosigkeit, führt zu wachsender Verschuldung und belastet die Zukunft unserer Jugend. Abkehr und Umkehr aber sind unmöglich, wenn die sinnlose Erfüllungspolitik fortgesetzt wird. Dann nämlich reicht keine Drosselung der innerdeutschen Ausgaben hin, um die deutschen Finanzen zu sanieren.

Der größte Teil der Reichs- und Staatsausgaben besteht aus Personalkosten. Möglich und nötig ist es, durch eine organische Staatsreform den öffentlichen Aufwand langsam auf ein verständiges Maß zurückzuführen und uns von der unerträglichen Vielregiererei zu befreien. Finanziell nutzlos und sozial schädlich wäre es aber, wollte man etwa wieder durch einen mechanischen Abbau arbeitsfähige und arbeitswillige Personen zur Untätigkeit verurteilen.

Produktion muß der herrschende Grundsatz unserer Finanz- und Wirtschaftspolitik werden. Hierzu gehört zweierlei: eine energische Politik des Schutzes der nationalen Arbeit und eine Außenpolitik, die nur das eine Ziel der Befreiung des deutschen Volkes von der unerträglichen Kriegslast und die Wiederherstellung seiner Lebensmöglichkeiten kennt. Vielfach beschämende Vorbilder geben uns Völker, die ebenso wehrlos und zum Teil noch wehrloser sind wie wir: ich erinnere an Oesterreich, Ungarn, Bulgarien, Aegypten, Indien, China.

Auf die Person des neuen Reichsfinanzministers konzentriert sich die politische Verantwortung. Er ist der „Reparationsminister“. Er ist verantwortlich für die „Finanzreform“. Vielleicht wäre es wertvoll für ihn gewesen, wenn er vor der Reise nach dem Haag einen Abstecher nach Rom gemacht und dort ein Bild davon gewonnen hätte, was eine zielbewusste Nationalpolitik aus Volk und Land machen kann. Sollte der neue Reparations- und Finanzminister die Wege seines Vorgängers weiter beschreiten, so wird ihn sehr bald dasselbe Ende ereilen. Die Rechte wird nicht müde werden, eine Politik zu bekämpfen, die bewusst und rücksichtslos das eigene Volk immer mehr in Not geraten läßt, um die Ansprüche der reichen „Siegerestaaten“ zu befriedigen. Die Deutsche Volkspartei, die heute die beiden für die Außenpolitik entscheidenden Ministerposten innehat, mag zusehen, wie lange ihr auf diesem Wege Sozialdemokratie und Zentrum Gefolgschaft leisten. Hoffen wir, daß der neue Reparations- und Finanzminister rechtzeitig erkennt, daß eine Nation nur durch nationale Politik zu retten ist. Es ist bitter, daß das nur eine Hoffnung und daß der Anfang seiner Tätigkeit im Haag wenig ruhmvoll ist.



## Die neue „Freiheit“

Das neue „Gesetz zum Schutze der Republik“ ist eine feine Arbeit, die bestimmt später einmal als klassisch bezeichnet werden wird. Bisher durfte man noch glauben, daß Metternich der ausgelochteste Polizeiminister in Reinkultur gewesen sei. Er verschwindet fortan im wesenlosen Scheine. Er war ein armseliger Stümper neben den Verfasser des neuen Republikshutzgesetzes, ein Anfänger sozusagen.

Oppositionellen Rednern und Zeitungen wird es in Zukunft nicht mehr möglich sein, ihre Meinung über die politischen Dinge und über die Minister unserer gesetzten Republik offen und frei zu sagen. Denn wenn sie es tun, dann ist eine Zeitung im Handumdrehen verboten, Redner und Redakteure aber fliegen ins Ritzen.

Es ist darum an der Zeit, sich rechtzeitig umzustellen, auf den Boden der Tatsachen zu treten. Am besten ist's, aus dem Saulus gleich ein richtiger Paulus zu werden und zerknirschten reumütigen Herzens Einkehr und Umkehr zu halten. Was du tun mußt, tue ganz.

Alsdann: wir leben in einem herrlichen Staate. Mögen Korruption und Schieberei in anderen Demokratien herrschen, bei uns gilt die Ehrenhaftigkeit Catos. Sie ist bei uns echteste Wirklichkeit geworden. Barmat und Kutisker, die Sklarets sind nur Erfindungen perverter Phantasie. Pelze trägt man bei uns nicht. Pfui über andere Länder, wo es bestechliche Minister gibt. Sie sollten sich an uns ein Beispiel nehmen. Bei uns hat altrömische republikanische Tugend ihr Haus aufgeschlagen. Schlicht und einfach leben unsere leitenden Männer, Rippchen mit Kraut ist ihnen ein Festessen. Irgendwelche Bilder in illustrierten Zeitschriften und Zeitungen, die den Anschein erwecken könnten, als ob Schlemmerdiners verzehrt würden, sind Fälschungen aus der Zeit des Obrigkeitsstaates. Mit ihnen lockt man Gottseidank keinen Hund hinter dem Ofen hervor! „Prominente“ Männer wie Herr Hörsting z. B. haben noch nie unter den Folgen des Alkohols gelitten. Wenn derartige Verleumdungen einmal austauschen, dann vergegenwärtige sich der anständige Staatsbürger, daß die Bartegelder, Pensionen und Gehälter keinen Luxus gestatten. Willen, Autos usw. hat keiner der seit 1918 Emporgestiegenen je erworben . . .

Und wie anständig und sachlich verfuhr man immer bei Stellenbesetzungen. Nur die Tüchtigkeit empfahl den Mann. Nie waren parteipolitische Gesichtspunkte maßgebend. Nur im Viehhandel gab es Kuhhandel, sonst nicht. Wo ist bei uns je eine Minister- oder gar Oberbürgermeisterstelle oder irgend ein anderes Amt politisch besetzt worden? Seien wir doch ehrlich: wir mögen suchen soviel wir wollen, in den zehn Jahren unserer Republik findet sich nicht ein solcher Fall. Bei uns in Baden schon gar nicht. Haben hier jemals die regierenden Parteien im Land und in den Städten Stellen unter einander verteilt? Galt nicht immer und allein die Tüchtigkeit? Klopft an Eure Brust! Wenn Ihr genauer zuseht, ist immer wieder festzustellen, daß das Parteibuch keine Rolle spielte. Sachliche Eignung war immer die Devise. Vor allem mußte der Erklärte etwas verstehen von den Dingen, mußte er Fachmann, Sachkennner

sein. Man denke z. B. an die Besetzung des Justizministeriums oder des Unterrichtsministeriums bei der letzten Regierungsbildung in Baden. Solche Musterbeispiele sollten allen Krittlern den Mund stopfen!

Ist's etwa anders in den Kommunen? Vorbildlich wurde auch hier immer verfahren. Zerknirscht gestehen wir heute, daß wir nur böswillig manchmal das Gegenteil behaupteten. Wir bitten nachträglich um Verzeihung!

Unsere Finanzen sind in bester Ordnung. Wer das Gegenteil sagt, lügt. In weiser Voraussicht werden die Dinge geordnet. Nie verliert man die Uebersicht. Alle staatlichen Institute sind in mustergültiger Ordnung. Die kleinen Theaterdefizite in Berlin und Breslau spielen keine Rolle. Welch törichtes Gerede, Herrn Zehner große Tüchtigkeit abzusprechen! Hätte ihm der weise Kultusminister Becker, dieser vorbildliche Kaiser- und Republikredner, sonst noch vor kurzem einen mehrjährigen Vertrag mit einem so hohen Gehalt gegeben?

Nein, von Pleite kann wirklich auf keinem Gebiet die Rede sein! Wie konsequent spart man bei uns im Reich, in den Ländern und Gemeinden! Das weiß doch jedes Kind. Feste und Feiern kennt man nicht mehr, in den Verwaltungen arbeitet man mit einem Minimum von Kräften, überall wird nur das Nötigste notdürftig hergerichtet. Ist's nicht so? Der Wahrheit die Ehre: es ist so . . .

So, verehrte Leser, werden wir in Zukunft schreiben, wir armen Damoklese, über deren Haupt das Schwert des Republikshutzgesetzes hängt. Hoffentlich sind die Machthaber dann mit uns zufrieden. Diese Zufriedenheit sei unser schönster Lohn.

## Quellengeflüster

Das Wasser rinnt,  
Eins — zwei — drei,  
Noch bist du ein Kind,  
Gar schnell vorbei!  
Vier — fünf — sechs,  
Du stolzes Gewächs,  
Sieben — ach — sieben,  
Mußt dich jetzt verlieben!  
Acht — neun — zehn,  
Wird sich alles drehn!  
Neun — acht — sieben,  
Was ist nun geblieben?  
Sechs — fünf — vier,  
Kein Gott — nur ein Tier!  
Drei — zwei — eins — teins,  
Das Wasser versiegt  
Wie mein Einmaleins,  
Dem Jeder erliegt!

Heidelberg

Urban Greif



## „Ausgesungen und ausgebimmelt“

Unter dieser vielsagenden Ueberschrift bringt der „Basler Vorwärts“, das Organ der Kommunisten, einen Aufsatz aus der deutschgeschriebenen Sowjetzeitung „Nachrichten“ der autonomen Sozialistischen Räterepublik der Wolgadeutschen, die in Pokrowsk erscheint. Das Schicksal der von den Bolschewiken vertriebenen Deutschen geht jeden Reichsdeutschen etwas an; was in religiöser Hinsicht der Marxismus ist, wenn er mit Gewalt zur Macht gelangt, das läßt sich in Folgendem erkennen, besonders wenn man zwischen den Zeilen zu lesen versteht und den fast irrsinnigen Haß der Marxisten gegen das Christentum erkennen muß.

„Von den Kirchtürmen in Frank und Kraske (Kanton Frank) wehen rote Fahnen. Die werktätige Bevölkerung in diesen Dörfern hat es satt, sich in den Kirchen verbummen zu lassen. Die Kirchen wurden geschlossen und die Pfaffen zum Teufel geschickt. Die Francker haben auch ihr Bethaus schon am 12. Jahrestag der Oktoberrevolution zum Volkshaus umgewandelt. Aus der großen Kirche aber, wo Pastor Klud so manchmal von der Kanzel herunter so „scharmant gepredigt“ hat — aus dieser Kirche machen sich die Francker ein Theater. Eine spezielle Truppe laden sie sich ein, die dort gewiß keine Bibelverse herunterleiern wird.“

Die Krascker Arbeiter und Kollektivwirtschaftler haben die Kirche am 24. Dezember als Klub eröffnet. Dabei ging es recht eigenartig zu.

Sibt man da dem Gen. St. aus Pokrowsk das Wort zur Festrede. Alles spitzt die Ohren, als er beginnt: „Ehre sei Gott in der Höhe.“

„Der Mann fängt aber schön an,“ meinten einige Gläubige, die gekommen waren, um zu sehen, ob denn der liebe Gott die Sünder nicht strafen werde. Doch zu ihrem Bedauern geschah nicht das kleinste Wunder. Selbst da nicht, als der Redner (der so schön anfing) an Hand dieser religiösen Worte die Lüge der Religion und der Kirche entlarvte.

„Wot — da kimmt der Bolschewik raus . . .“, staunten sie, als er zum Kampf, zum unverföhnlichen Kampf gegen den Klassenfeind — den Kulak und seine Helfer, Pfaffe, Kirche und Bibel — aufrief!

Dem Klub in Grimm gab man den Namen des Genossen Blücher, des Führers der Roten Armee im Fernen Osten, in der die Rotarmisten aus den Dörfern des Francker Kantons auf der Wacht der Sowjetgrenzen stehen.

Unter allgemeinem Jubel und den Klängen der „Internationale“ beschlossen die Anwesenden (der Raum war überfüllt — vom Kollektivkongress waren Delegierte und von den Nachbardörfern Gäste erschienen), an das Zentralvollzugskomitee und das Gebietsparteiomitee Begrüßungstelegramme zu schicken und sich an die Werktätigen der wolgadeutschen Städte und Dörfer mit einem Aufruf zu wenden, ihrem Beispiel zu folgen. Auch an den Kantonrat der Marxstädter Gottlosen, wo die lutherische Kirche zu einem Kulturpalast umgewandelt wurde, schickten die Versammelten eine Begrüßung.

Mit Gesang, Konzert und Tanz wurde dieser schöne Abend beendet.

Am 25. Dezember früh aber erschienen die Krascker Textilarbeiter ausnahmslos und auch pünktlich zur Arbeit.

Im Francker Kanton stört kein Pastor, kein Pater, kein Schulmeister (außer in Schuck!) die werktätige Bauernschaft beim Aufbau ihrer kollektiven Wirtschaft und eines neuen Lebens. Entweder sind die Schwarzeröcke ausgerückt oder haben sich freiwillig von ihrem Dienste entzogen oder — sitzen für verschiedene Verbrechen zu Gaste bei . . . Nun, ihr könnt es euch ja denken, wo!

Die Glocken aber haben die werktätigen Bauern von den Kirchtürmen in 10 Dörfern heruntergeholt und sie den Fabriken zum Einschmelzen übergeben. Dort verwandelt man sie in Traktoren. Das Gebimmel der Glocken wird zum siegverkündenden Rattern und Summen der Traktoren werden.

Was aber machen die Kulaken jetzt in den von Pfaffen und Schulmeistern verlassenen Kirchen? — Selbstverständlich das, was ihnen ähnlich sieht. Sie stellen in die Kirche den Allerärmsten und Allerdunkelsten (hätte beinahe gesagt — Allerdümmsten!), und der muß den Gottesdienst abhalten (Huffenbach). Paßt auf, Genossen, dies ist ein neuer Kulakentrick; sie wollen damit die Armenerschaft wieder in die Kirche locken.

Der Balzener Kanton bleibt hinter dem Francker auch nicht zurück. In Moor wird die Kirche zur gemeinsamen Werkstätte der Heimweber eingerichtet, um die Wohnungen der Weber zu gesunden. Die Glocken und das Kreuz brachten die Moorer am 25. Dezember nach Balzer in die Fabrik „Arbeiter“. An der feierlichen Uebergabe nahmen auch die Delegierten des Balzener Kantonskongresses der Kollektivwirtschaftler teil. Dabei forderten die Moorer Kollektivisten die von Balzer zum Wettbewerb in der Schließung der Kirchen und Abgabe der Glocken auf. Balzer hat die Aufforderung angenommen und wir warten jetzt auf das Resultat.

Wie steht's, Balzer, seid ihr gesonnen hinter Moor zurückzubleiben?

Die Grimmer haben schon seit einiger Zeit das geräumige Bethaus zum Volkshaus verwandelt. Die Kirchenglocken wollen sie ebenfalls der Industrie geben. Die Kirche soll jetzt auch geschlossen und in ihr das Volkshaus eingerichtet werden. — Im bisherigen Volkshaus aber will man wie in Moor eine gemeinsame Weberwerkstätte einrichten. In ihr werden die Weberschiffchen bald lustig rüber- und überfließen und emsig weben am neuen proletarischen Leben.

Aus der einen Kirche wird ein Theater, aus der andern ein Klub, die dritte ein Kulturpalast, (ausgerechnet „Palast!“), wieder eine andere Volkshaus, dieses aber zur — Fabrik! Es ist geradezu wahnwitzig! Während man den Arbeitern sonst die Fabrikarbeit als Hölle hinstellt, und Stätten der Erholung fordert, bringt es der marxistische Hypnotiseur fertig, die blödsinnige Herde unter den Begriff „Kollektiv“ so zu bannen, daß sie endlich aus den Kirchen Fabriken macht! Und „kollektivistisch“ zwölf Stunden für ihn arbeitet und als Rotarmist im fernem Osten „Immer wieder Krieg!“ führt! — O sancta simplicitas!



## Sind unsere Krankenkassenbeiträge für immer verloren?

Ueber die Reformbedürftigkeit unserer Krankenversicherung sind sich heute wohl alle Beteiligten einig. Die Ärzte weisen auf ihre Ueberlastung bei unzureichender Entlohnung hin, die Kassen beschwerten sich, daß sie den ungeheuren Ansprüchen der Versicherten nicht mehr gerecht werden können, und die Versicherten halten sich für Patienten zweiten Ranges trotz der Last der Beiträge, unter der sie und ihre Arbeitgeber stöhnen. Verbesserungsvorschläge sind neuerdings eine ganze Menge gemacht worden. Sie bewegen sich zwischen leidenschaftlicher Ablehnung jeder Versicherung und der Empfehlung eines übersteigerten Ausbaues des jetzigen Systems. Wie so oft scheint hier das Richtige in der Mitte zu liegen. Einem Arzt, Dr. W. Baeumer in Mühlhausen i. Th., blieb es vorbehalten, den rechten Weg zu zeigen. In seinem bei J. F. Lehmann in München erschienenen Buche „Die Krankenversicherung jetzt ein Fluch, umgestaltet ein Segen für das Volk“ (steif geh. RM. 4.—) zeigt er zunächst, wohin das bisherige System geführt hat.

Heute sieht der Großteil der Versicherten in der Krankenversicherung wegen des Systems eine Einrichtung, die auszunutzen ein Gebot geschäftlicher Klugheit ist. Die hohen Beiträge sind ja für den einzelnen verloren, sie kommen nur den anderen zugute, wenn man sich nicht auch einen Anteil aus der vollen Schüssel sichert. Und da die meisten, besonders die jungen Menschen, glücklicherweise nur selten krank sind, wird der Arzt bei jeder Kleinigkeit gefragt und zu Besuchen veranlaßt, die nie verlangt würden, wenn man sie selbst bezahlen müßte. Die Sprechstunden der Ärzte sind so überlaufen, daß an ein sorgfältiges Untersuchen gar nicht zu denken ist. Der Arzt wird dadurch gezwungen, Rezepte zu verschreiben, um nur etwas zu tun, und auch im Zweifelsfalle krank zu schreiben. Wer kann es verantworten, einen vorgeblich Kranken, den er nicht in fünf Minuten als Simulanten entlarven kann, gesund zu schreiben? Wer darf wagen, durch Verweigerung des Krankengeld-gewährenden Krankenscheins mutwillig seine Praxis in Verruf zu bringen?

Das durch dieses System verwirtschaftete Geld ist noch nicht der schlimmste Verlust. Schlimmer ist die Erschütterung der Moral, daß Unberechtigte oder Unwürdige vom Geld der Allgemeinheit leben, am schlimmsten aber die Zerstörung des Vertrauens zwischen dem Arzt und seinen Kranken. Wie kann man einem Arzt trauen, sagen die Patienten, der infolge seiner Inanspruchnahme durch zahllose Nichtkranke für die Untersuchung und Behandlung der Wirklichkranken keine Zeit hat, und der Leute krank schreibt, die wissen daß sie gesund sind. Wie kann umgekehrt der Arzt seine Kranken richtig behandeln, wenn er immer auf der Hut sein muß, nicht nur als Vermittler von Krankengeld oder angenehmen Heilmitteln in Anspruch genommen zu werden. Es werden erschütternde Zahlen über vermeidbare Todesfälle angeführt. Man muß es bei Baeumer nachlesen, der alle diese Dinge an vielen Beispielen aus dem Leben erläutert.

Die Abhilfe liegt nahe: man lasse die Beiträge nicht mehr in eine allgemeine Kasse einzahlen, sondern auf das Sonderkonto jedes einzelnen Versicherten. Von diesem Konto werden alle Bedürfnisse in Krankheitsfällen gedeckt. Wird es durch gelegentliche schwerere Krankheit einmal überzogen,

so springt die Kasse ein, der Versicherte muß aber späterhin diese Vorschüsse durch seine Beiträge wieder ausgleichen. Im Falle des Todes werden die Verluste von allen Versicherten getragen. Was schließlich beim Tode oder nach Ablauf der Versicherungspflicht als Guthaben auf dem Konto erscheint, wird bar ausbezahlt. Die Folgen sind klar, man nimmt künftig den Arzt und die übrigen Leistungen der Kasse nur dann in Anspruch, wenn es wirklich nötig ist. Die Ärzte werden frei für diese wirklichen Kranken, und riesige Summen, 600 Millionen im Jahre für Heilmittel und die Verwaltung und Kontrolle werden gespart. Aus den Zinsen der unverbrauchten Beiträge können schon im ersten Jahre die Verluste bei Todesfall bestritten werden, künftig kommen diese Zinsen in immer steigendem Maße den Versicherten zugute.

Die Einzelleistung muß und kann dem Arzt bei der verringerten Inanspruchnahme natürlich höher bezahlt werden, als es bisher die Kasse tat. Er wird sich ja der stark verminderten Zahl seiner Patienten ganz anders widmen müssen, und andererseits soll ihm sein bisheriges Einkommen gesichert bleiben.

Einzelheiten müssen hier außer Betracht bleiben. Baeumer geht auch unter Anführung von Zahlen auf alle denkbaren Einwände ein und schafft damit die Grundlage für eine Aussprache, aus der hoffentlich eine Reform in seinem Sinne entspringt. Besonders dankbar wird man ihm dabei für seine sachliche und unvoreingenommene Betrachtungsweise sein. Er verzichtet ausdrücklich auf die landläufigen Waffen des Parteikampfes, z. B. auf die Anführung der Luxusbauten, der Kassenautos und dergleichen, er schürft wesentlich tiefer. So sei dies Buch allen empfohlen, die es angeht. Den Versicherten, denen hier der Weg zur Schaffung eines Sparkapitals ohne neue Belastung gewiesen wird, den Ärzten und Verwaltungsbehörden und den Kassen aller Richtungen, die aus ihrer Verantwortung für Volksgesundheit heraus die Baeumer'schen Vorschläge aufs ernsthafteste zu prüfen haben.

## „Wer den Pfennig nicht ehrt . . .“

In einem Restaurant ist ein Kellner fristlos entlassen worden, weil er dem Pfennig zu wenig Ehre antat. Wenn die Zecher einschließlich des Bedienungszuschlages 41 Pfennig ausmachte, so rundete er immer auf volle 45 Pfennig auf. Und das war in dem Lokal strikte verboten. Mit Rücksicht auf die Tatsache, daß dort in der Hauptsache kleine Leute verkehrten. Der Kellner hatte sich an das Verbot nicht gehalten und war in eine ihm gestellte Falle hineingetappt. Um ein Exempel festzustellen, wurde er von der Geschäftsleitung fristlos entlassen. Jetzt sollte das Arbeitsgericht entscheiden, ob diese Entlassung berechtigt war oder nicht. Der Kellner führte eine aus der Inflationszeit hängengebliebene Polizeiverordnung für sich ins Treffen, wonach das Aufrunden auf volle fünf Pfennige zulässig sei. Aber das Arbeitsgericht war anderer Ansicht. Es hatte zu großen Respekt vor dem Pfennig und stellte sich (mit Recht) auf den Standpunkt, daß dem braven Reichspfennig wieder zu Ansehen verholten werden müsse. Da der Kellner gröblich gegen die wiederholten Anordnungen der Betriebsleitung verstoßen hatte, wurde eine fristlose Entlassung als berechtigt bezeichnet.



## Worte

zur Einweihung des Ehrenmals für die Gefallenen  
der 8. Landwehr-Division auf der Tüllinger Höhe  
bei Lörrach am 20. Oktober 1929  
von dem früheren Feldgeistlichen der Division  
Stadtpfarrer Gustav Kost, Mannheim.

Es gibt Stunden, in denen das Gefühl für zeitliche Abstände und räumliche Entfernungen in uns wie ausgeschaltet scheint. Da schwinden Jahre zu Tagen zusammen, und Fernen kommen ganz nah. Das haben wir gestern Abend erlebt, und das schenkt uns dieser Morgen auf's Neue.

Bald elf Jahre sind's her, daß wir auseinandergingen mit schwerem Schritt und noch schwererem Herzen. Wir schauen einander ins Gesicht. Da sind Falten, die einst nicht da waren; den meisten ist der Reif an die Schläfen geflogen, und manche sind ganz grau geworden. Aber wie wir nun da so wieder nebeneinander stehen, wie so manchmal in feierlicher Stunde draußen im Feld, — sind wirklich elf lange Jahre darüber hingegangen, seit wir einander wortlos die harten Hände zum Abschied reichten? Die Jahre haben auf einmal ihre Länge verloren, und vieles, woran wir in Jahren nicht dachten, ist auf einmal wieder so greifbar nah.

Das macht das Steinmal da und die Stunde, die uns hier zusammengeführt hat. Die toten Kameraden rufen ihre lebenden noch einmal zum Appell! Und dort unten blinkt der Rhein, und drüben liegt verlorne Land, fängt der Sundgau an. Vertraute Namen klingen ans Ohr, Bild um Bild taucht aus dem Dunst hervor. Besseren Ort hätte man für dies Denkmal nicht finden können. Dort vorn stand badische Landwehr als lebendiger Wall vor der badischen Heimat. Dort liegen die Gräber unsrer Kameraden. Und näher rücken die Fernen! Am Fuß der Hügelkette vor Verdun in der Woivre-Ebene, im blutgetränkten Boden des Lothringer Landes von Gorze bis Sankt Privat stehen die Kreuze unsrer Division.

Heute, wo wir zum Gedächtnis unsrer Toten dies Denkmal enthüllen, wird die Erinnerung so mächtig an die Stunden, wo wir sie draußen begruben, in schnell geschaukelten Gräbern am Begrab, in den langen Gruben Mann an Mann. Heute sehen wir sie wieder vor uns liegen im Holzfang, in ihre Zeltbahn, in den Papiersack gehüllt, so manchmal nur arme, blutige Reste von so viel deutscher Mannestreu. Denkt Ihr heute wieder dran, wie Ihr den Eisenhelm zu einem letzten Gebet herunternahm, und unter den gesenkten Augenlidern der Blick noch einmal den toten Kameraden suchte. Spürt Ihr in dieser Stunde wieder, was wir damals waren, wir die Lebenden, die ihre Toten begruben, während vorn auf der Stellung das Feuer lag und über uns der feindliche Flieger kreiste? Spürt Ihr's heute wieder! Wir waren Schicksalsgemeinschaft damals, die Schicksalsgemeinschaft der Lebendigen und der Toten.

Wir waren Schicksalsgemeinschaft damals. Oder wie will man's sonst nennen? Es war etwas ganz Großes. Etwas die Meinungs-, Bildungs-, Standesunterschiede nicht nur, auch das Leben und den Tod Ubergreifendes war in uns, um uns, über uns. Wir aßen daselbe Brot und litten denselben Tod. Von dem, der gefallen zu unsren Füßen lag, galt nicht nur: . . . „als wär's ein Stück von

mir“ . . . sondern der war ein Stück von uns. So haben wir als Männer nie vorher und nie nachher wieder gelebt, so miteinander verbunden, wie in diesen eisernen Jahren zwischen Leben und Tod. Wir waren Schicksalsgemeinschaft der Deutschen.

Und da fing die deutsche Not und der deutsche Jammer an, — nicht als die Revolutionshörner ihr schrilles „Das Ganze halt!“ bliesen, das uns dem Feind statt der Stirne den Rücken zu zeigen gebot, nicht einmal als deutsche Namen den Schuldvertrag unserer Knechtschaft unterzeichnen mußten, das wäre alles noch zu tragen und zu überwinden gewesen, da fing die deutsche Schmach an, als die Schicksalsgemeinschaft der Deutschen auseinanderbrach. Damals war's, als über die morschen Kreuze und die verwitternden Steine auf den Millionen deutscher Kriegergräber ein Rauschen wie von Rabenheeren ging: . . . „Umsonst geblutet! Umsonst gestorben!“ . . . Es war viel mehr. Das war ein Memento de profundis, das Wehe der Geisterscharen unsrer Toten über eine Entwicklung, die sie nie gewollt hatten und die ihr Blutopfer nie verdient hätte.

Wer die Jahre seither überblickt, sieht ein dunkles Bild. Die äußere Zerrissenheit entspricht nur der inneren. Denn das Innere verrät sich im Äußeren. Die einen treibt ungehemmt und unverhüllt ihre Selbstsucht; es geht nach ihrer Meinung doch nur um ihren Bauch und um ihren Beutel. Andre haben sich auf Parteifäße eingeschworen und sehen alles nur noch in der für ihre Brille vorgeschriebenen Farbe. Die Masse läßt sich gängeln und schleifen, bewußt und unbewußt. Schmal und schmaler wird die Schicht derer, die sich nicht nur als mitverantwortliche Träger des uns jetzt auferlegten Schicksals fühlen, sondern die wirklich wissend sind um das wahre Deutschtum ihres Blutes und ihrer Seele, die sich den hellen Glauben erhalten haben an das Lebensrecht unsres Volkes, an seinen unverlorenen und unverlierbaren Menschheitsberuf. Wir haben wohl auch wieder allerlei Gemeinschaft: Arbeitsgemeinschaft, Erwerbsgemeinschaft, Interessengemeinschaft, auch Gesinnungsgemeinschaft in — unfaßbarer Vielheit und erschreckender Gegensätzlichkeit. Aber Schicksalsgemeinschaft der Deutschen, der Lebendigen und der Toten — das sind wir nicht mehr.

Darin besteht unsre, der Lebenden Schuld gegen unsre Toten. Wir haben ihnen nicht gehalten, was sie uns hielten. Die Besten unsres Volkes tragen daran wie an einer schweren Last. Hier obliegt uns wohl eine ganz andere „Wiedergutmachung“, als der Feind sie von uns fordert. —

Wie Kranz und Fahne, so gehört ja nun zu jeder Gefallenen-Gedenkfeier der Mahnruf zur Einigkeit. Wir bitten, beschwören mit machtvollen oder beweglichen Worten: „Seid einig, einig um unsrer toten Brüder willen!“ Es liegt darin etwas Ergreifendes und Hilfloses zugleich. Wir spüren sehr wohl, daß wir dann erst unsrer toten Kameraden wert sind und mit blankem Gewissen ihr Gedächtnis feiern dürfen, wenn die Einheitsfront der Schicksalsgemeinschaft wiederhergestellt ist, aus der heraus Kugel oder Granate sie einst riß. Und wir spüren nicht minder, daß mit diesem Mahnruf zur Einigkeit nichts geholfen oder gebessert wird, daß er wirkungslos verhallt wie die Stimme hier überm Berg. —

Eindrücklicher und eindringlicher als alles Aufgebot an Worten ist auch hier die Sprache derer, „die noch reden, wiewohl sie gestorben sind“. Sie haben als Einzelne ge-



tragen, was ihrem ganzen Volke Schicksal hätte werden sollen. Jede Kugel, die sie traf, sollte Deutschland ins Herz treffen. Am Einzelnen hat sich erfüllt, was dem Ganzen zugebacht war. Das hat jeden von ihnen zum Helden gemacht, vom jüngsten Kriegsfreiwilligen bis zum ältesten Landsturmmann; das wird ihre Namen verklären, ob Steine und Kreuze auf ihren Hügeln zerfallen. Lebendig erhalten soll auch dies Denkmal die Erinnerung an die, die Schicksalsträger ihres Volkes waren.

Und das ist die Frage, die sie uns in dieser Weihestunde, und so oft wir ihrer gedenken, auf's Gewissen legen, ob wir bereit sind, ihnen den Weg nachzugehen, Schicksalsträger unseres Volkes zu werden. Das ist der einzige Weg zur Rettung. Deutschland sind nicht die Andern, die nicht so wollen wie wir wollen. Deutschland bist Du, Deutscher! Was wir vom Ganzen erwarten, das muß zuallererst bei uns selbst erfüllt sein. Mag's uns heute noch weher wie sonst ums Herz sein, daß über dem einst deutschen Land dadrüben nun welsche Fahnen flattern, brennender ist doch die Schmach, daß allzuviel Deutsche noch Nutznießer der Not ihres Volkes sind. Von Deutschland leben, und wär's von seiner Armut letztem Rest, dazu hat's raffende Hände genug. Für Deutschland leben, wie unsere Kameraden dafür starben, wer tritt aufs neue ein in die Front? Dazu brauch't's weder Partei noch Organisation, weder Programme, noch kunstvolle Reden.

Die Besten des künft'gen Geschlechts  
Wirken in wuchtigen Werken —  
Nicht nach links oder rechts,  
Sondern sie stärken,  
Was wir nun brauchen,  
Fest wie Erz:  
Das deutsche Herz!

So ruft ein deutscher Dichter uns zu, der das neue Deutschland bauen will aus dem Herzen heraus. Die dazu bereit sind, ihres Volkes Schicksal auf ihre Schultern, auf ihr Gewissen, auf ihr Herz zu nehmen, die finden den Weg zueinander, ohne daß sie ihn zu suchen brauchen. Dann werden zwischen den eingesunkenen Hügeln, die unsre toten Kameraden bergen, Quellen neuen Lebens rauschen. Die Schicksalsgemeinschaft der Deutschen fügt und schirmt den neuen Bau. Dann wird Deutschland wieder leben, und der Tod ist verschlungen in den Sieg.

## Sehnsucht

Es steigt der Rauch im Himmel zu,  
Als find't er dort vom Stige Ruch;  
Es trieb en menge Wind dervo,  
Er cha nit schnell zuem Himmel cho.

So steigt ä Sehnsucht us em Härz  
Und suecht e Ruchje himmelwärts  
Un mueß dur d' Wält z' Mitts dure hie,  
Suscht findet si der Himmel nie!

Hausen

Maurus Berner-Beurle

## Das letzte Gesicht

Sch seh das Land in tiefen Schnee gehüllt,  
Mit schiefrigem Gewölk wie glanzersfickt  
Und ganz mit Schweigen einer Gruft erfüllt.

Als ob kein Blutkreis mehr in Herzen tickt,  
Von Gletschern liegt erwürgt die bleiche Flur,  
Auf der kein Baum den Wuchs zum Licht mehr schiekt.

Kein Flügelschlag! Kein Ruf der Kreatur!  
Der letzte Odem scheint im Tod verhaucht,  
Das Leben ausgetilgt mit aller Spur.

Sch seh die Sonne, wie ein Holzseid raucht,  
Das ohne Luft mit dem Erlischen ringt,  
Ihr letztes Fünklein scheint an Kraft verbraucht.

Und wie die Pracht am Abend flutend blinkt,  
Erglimmt das Firmament im Blut des Lichts,  
Das violett ersterbend still versinkt.

Kein Schrecken gleicht dem Schweigen des Gerichts,  
Das in den Schneekristallen fühllos gleist,  
Kein Schrei des Jorns! Kein Seufzer des Verzichts!

Gelassen stirbt die Welt in sich vereist.  
Da tönt die Stimme Gottes bleiern fast  
Wie ein im All von uns geschiedner Geist,

So hohl, als wenn ein Sterbender verblaßt,  
Das ist ein Klang, der aus dem Erze gelst,  
Wenn ihr geborstne Glocken klingen laßt:

„So stirbt in deinem Herzen, Mensch, die Welt!“  
Als ob sich einer weit entfernend spricht,  
Verhallt das Wort, und Nacht umwallt das Feld.

Sch schrei im Traum und grüße fromm das Licht!

Heidelberg

Urban Greif

(Aus dem Terzinenbuch: „Spiegel und Gesicht“)

Wir bitten unsere verehrlichen Bezieser höflichst  
die noch rückständigen Abonnements-Beträge  
baldigst auf unser Postcheckkonto Karlsruhe Nr. 416 58  
„Der Markgräfler“ einzuzahlen!

Verlag: Der Markgräfler. Für die Schriftleitung verantwortlich: Fritz Heinz Auer Lörrach. Geschäftsstelle, Verlag und Schriftleitung:  
Lörrach, Baslerstraße 6, „Hansahaus“, Postfach 188, Fernsprecher 2344. Druck der Wiesentäler Handelsdruckerei Carl W. Auer Lörrach.  
Postcheckkonto: Karlsruhe No. 416 58 „Der Markgräfler“.